

Sinn fürs Groteske

Die Kunsthalle Basel startet mit zwei exzentrischen Ausstellungen ins Jahr 2019

Von Annette Hoffmann

Basel. Es braucht mehr als Menschenkräfte, um sich aus diesem Block Holz herauszuarbeiten. Zwei mächtige Bullenköpfe strecken sich in der Kunsthalle Basel dem Besucher entgegen, der kompakte Nacken steckt fest, so dass die Platte wie ein Joch die Tiere niederdrückt. Praktisch, dass sich die Hörner als Knauf anbieten, ein kleiner Ruck und die Tür der Kommode öffnet sich. Es ist nicht das einzige Möbelstück von Daniel Dewar und Grégory Gicquel, das im Oberlichtsaal und den beiden angrenzenden Räumen steht. Das britisch-französische Künstlerduo hat der Kunsthalle zwar eine museale Anmutung gegeben, Vorhänge teilen Kabinette ab, Ruhebänke, deren Stoffe es selbst entworfen hat, laden zur Betrachtung ein. Doch was in den Räumen eines Sammlers exzentrische Zutat wäre, ist in der Ausstellung «Mammalian Fantasies» nun Selbstzweck.

Sobald der Mensch sich neue Fertigkeiten aneignet, vergisst er gerne die alten. Es wäre möglich gewesen, diese schweren Skulpturen anders als ausgerechnet in Handarbeit herzustellen. Doch seit den Anfängen ihrer Kooperation, die beiden lernten sich 1998 auf der Kunsthochschule in Rennes kennen, interessieren sich der 1976 geborene Dewar und der ein Jahr ältere Gicquel für das Handwerk.

Dabei ist es nicht so, dass sie den Computer bei ihrer Arbeit ganz ablehnten, ihren Werken gehen 3D-Modelle voraus, die sie in einem zweiten Schritt in Ton modellieren. Nach einer gewissen Zeit wechseln sie jeweils das Material. Nach Ton und Stein ist nun Eiche an der Reihe, so unterlaufen sie den ansonsten üblichen Prozess einer technischen Verfeinerung. Diese extrem schweren Objekte und Reliefs sind alles andere als subtil, sie sind auf ihre Weise grotesk.

Volumen und Oberfläche

Der Mensch, genauer der Mann ist hier ein Säugetier unter anderen oder unter Fischen, die bei den Reliefs – abgesehen von Eutern und einem Schwein – über ihm liegen. Man könnte angesichts dieser predellaartigen Form an Holbeins Leichnam Christi im Grabe denken, auch wenn die Reliefs nicht

eigens für Basel geschaffen wurden, sondern einige bereits 2016 im Frankfurter Portikus zu sehen waren. Dabei geht es den Künstlern weniger um kunsthistorische Referenzen als um das Körperliche, das sich als Spiel von Volumen und Oberfläche verwirklicht.

Auch Wong Ping beschränkt sich bewusst auf ein überschaubares Spektrum an technischen Möglichkeiten. Der 1984 geborene Hongkonger beherrscht die Animationstechnik mehr wie ein von seinem Metier begeisterter Amateur. Tatsächlich ist er studierter Designer und hat bei einem Fernsehstudio in der Postproduktion gearbeitet. Dies und seine ganz offensichtliche Liebe zum Grotesken hat er mit Dewar und Gicquel gemeinsam, das wäre es dann aber schon mit den Parallelen.

Alte Pornofilme in der Tüte

Die private Legende will es so: Wong Ping habe einen alten Mann beim Wegwerfen einer Mülltüte beobachtet, neugierig geworden kehrte er zurück und entdeckte alte VHS-Kassetten mit Pornofilmen. Seine Animation «Dear, can I give you a hand?» von 2018 erzählt nun von den letzten Monaten dieses Greises, der bei seinem Sohn und der Schwiegertochter wohnt und der sich nach seiner verstorbenen Frau sehnt, deren goldene Zähne er trägt. Diese blecken nun von den Wänden der Kunsthalle Basel in einer Stückzahl von über 4500 und mit Kulleraugen versehen den Betrachter an.

Wong Pings Thema ist Sex, explizit und durchaus abseitig. Wenn man sich auf Sitzkissen neben einem Phallus, der mit einem sich drehenden Herz bekrönt ist, niederlässt, erzählt die Animation «Doggy Love», wie sich ein Junge in die Schulkameradin mit den rückwärtigen Brüsten verliebt. Es sieht aus, als hätte Wong Ping die Animationen auf dem heimischen Küchentisch ausgeschnitten und collagiert, sie sind jedoch gezeichnet und in poppigsten Farben und schreienden Verläufen koloriert. Sie sind uns so fremd und so nah wie Märchen aus der Gegenwart.

Daniel Dewar & Grégory Gicquel, Mammalian Fantasies, bis 14. April.

Wong Ping, Golden Shower, bis 5. Mai.

Kunsthalle Basel, Steinenberg 7, Di, Mi, Fr 11–18 Uhr, Do 11–20.30 Uhr, Sa, So 11–17 Uhr. www.kunsthallebasel.ch



Museale Anmutung. Daniel Dewars und Grégory Gicquels «Mammalian Fantasies» in der Kunsthalle Basel.



Fremd und doch so nah. Wong Pings «Golden Shower» in der Kunsthalle Basel. Fotos Philipp Hänger/Kunsthalle Basel

Nur nicht in den Spiegel schauen

Der Oscar-Favorit 2019 heisst «Green Book»: Er wäre einer der verlogenensten Siegerfilme seit Langem

Von Pascal Blum

Am 24. Februar vergibt die Academy of Motion Picture Arts and Sciences zum 91. Mal die Oscars. Mit dem Spielfilm «Green Book», der fünfmal nominiert wurde, gibt es auch schon einen Favoriten. Er könnte nicht besser in die politische Diskussion dieser Zeit passen: Das Roadmovie spielt zu Beginn der 60er-Jahre im amerikanischen Süden. Der schwarze Pianist Don Shirley geht mit seinem Trio auf Konzerttournee und heuert zu diesem Zweck den Italo-amerikaner Tony «Lip» Vallelonga als Chauffeur und Bodyguard an. Die beiden Männer freunden sich während der Fahrt an. Am Ende haben sich Weiss und Schwarz, Prolet und Ästhet verständigen können.

Bei den Golden Globes wurde «Green Book» als beste Komödie ausgezeichnet; am Wochenende kürte ihn die Producers Guild of America zum besten Film. Vor allem letztere Ehrung gilt als klares Zeichen dafür, dass einem Siegeszug bei den Oscars nicht mehr viel im Weg steht. Tony Lip und Don Shirley sind reale Figuren, und sie waren auch tatsächlich gemeinsam unterwegs.

Komödienregisseur Peter Farrelly zeigt den Fahrer (Viggo Mortensen) als Rassisten mit grossem Herzen und noch viel grösserem Appetit: Seine Sandwichs verschlingt er, als hätte er eine Gazelle gerissen. Don Shirley (Mahershala Ali) ist ein so kultivierter Musiker, dass er fast wie ein Monarch über der Carnegie Hall wohnt. Studiert hat er klassische Musik, aber weil einem farbigen Pianisten

damals so ein Repertoire nicht zustand, verlegte er sich auf die Arrangements populärer Standards. Das titelgebende grüne Buch beschreibt eine Art Lonely Planet für Afroamerikaner: Zur Zeit der Rassentrennung konsultierten sie den Reiseführer, um herauszufinden, in welchen Motels in den USA ihnen die Übernachtung erlaubt war.

Ist doch alles weit weg

Zur Frage, wie der Film zum Rassen-thema steht, dreht im Netz nun eine Debatte. Dass der Fahrer seinen Chef aus einer Schlägerei mit Rednecks herausholt, wird etwa als typisch für die im Hollywoodkino verbreitete Figur des «white savior» gesehen: Der weiss-häutige Retter ist zur Stelle, um dem in Not geratenen Schwarzen zu helfen. Dieser braucht Hilfe von aussen, weil er es selbst nicht schafft.

Der Chauffeur ist auch eine Figur der Vermittlung: zwischen dem Einzelnen, dem vielleicht mal ein rassistisches Schimpfwort rausrutscht, und dem weit aus brutaleren Gesamtsystem der Unterdrückung. Als Individuum hat Tony ja wenig mit den richtig üblen Rassisten im Süden zu tun, womit er entschuldigt ist – und mit ihm das mehrheitlich weisse Kinopublikum von heute. Ist doch alles weit weg. Auch zeitlich. In einer Szene wirft Tony dem Pianisten tatsächlich vor, dieser habe «seine Leute» vergessen, weil er Aretha Franklin kaum kenne – (die armen Schwarzen sieht man praktischerweise auch gleich von der Strasse aus; sie ackern mit der Spitzhacke auf einem Feld und tragen Lumpen). Der bauern-

schlaue Italoamerikaner aus der Arbeiterklasse dagegen ist eigentlich «schwärzer», weil er sich Tag für Tag durchschlägt, um seine Familie zu ernähren. Sprich: Shirley soll sich mal locker machen und gebratene Hühnchen essen, und zwar mit blossen Fingern. Auch Präsident Trump war ja vor nicht allzu langer Zeit der Meinung, es gebe Probleme auf «beiden Seiten».

«Green Book» geht so weit, die Schwierigkeiten der Privilegierten und der Unterdrückten auf dieselbe Stufe zu stellen – und das in einer Geschichte aus der Zeit der Rassentrennung. Einen Zusammenhang zwischen Macht und Repression gibts da gar nicht mehr. Es ist eher so, dass der Musiker als Inbegriff einer Kunstelite erscheint und nicht wie jemand, der ausgegrenzt wird. «Green Book» ist eben ein Feelgood-Film, nur ist es die Versicherung der eigenen Rechtfertigung, die das warme Gefühl auslöst. Zu den Oscars passt der Favorit so

gut, weil sich die Gala sowieso in einer Repräsentationskrise befindet.

Was soll die Jugend damit?

Während sich die Organisation bemüht, ihre Mitgliederstruktur bunter und weiblicher zu gestalten, wirkt ein Film wie «Green Book», als wäre er vor 30 Jahren gedreht worden. Was soll die identitätspolitisch sensibilisierte Jugend mit so einem Machwerk anfangen, wenn sie «Black Panther» hat, eine in Repräsentationsfragen doch sehr viel differenziertere Comicverfilmung, die erfolgreicher lief als «Titanic»?.

Der Erfolg von «Green Book» kurz erklärt: Je mehr Hollywood mit Identitätsfragen beschäftigt ist, umso weniger wollen die Oscar-Filme ihrem Publikum den Spiegel vorhalten. Könnte ja sein, dass man etwas entdeckt, was einem nicht gefällt.

Ab 31. Januar in den Kinos. Vorpremieren ab morgen.

Das sind die wichtigsten Nominierungen

Bester Film:

«A Star Is Born», «BlacKkKlansman», «Black Panther», «The Favourite», «Bohemian Rhapsody», «Green Book», «Roma», «Vice»

Beste Regie:

Alfonso Cuaron, Pawel Pawlikowski, Spike Lee, Adam McKay, Yorgos Lanthimos

Beste Hauptdarstellerin:

Glenn Close, Olivia Colman, Yalitza Aparicio, Lady Gaga, Melissa McCarthy

Bester Hauptdarsteller:

Christian Bale, Bradley Cooper, Willem Dafoe, Rami Malek, Viggo Mortensen

Bester Nebendarsteller:

Mahershala Ali, Adam Driver, Sam Elliott, Richard E. Grant, Sam Rockwell

Beste Nebendarstellerin:

Amy Adams, Marina De Távira, Regina King, Emma Stone, Rachel Weisz

Bester fremdsprachiger Film:

«Werk ohne Autor», «Shoplifters», «Roma», «Capernaum», «Cold War» SDA

Nachrichten

Akkordeonist Marcel Azzola ist gestorben

Paris. Er begleitete Chanson-Grössen wie Jacques Brel, Barbara und Edith Piaf: Im Alter von 91 Jahren ist der bekannte französische Akkordeonist Marcel Azzola gestorben. Unsterblich machte ihn ein Ausruf von Jacques Brel in der Aufnahme von dessen Lied «Vesoul» aus dem Jahr 1968. Brel spornte seinen Akkordeonisten mit den Worten «Chauffe, Marcel, chauffe!» an. SDA

Lars Eidinger gewinnt Lubitsch-Preis

Berlin. Der Schauspieler Lars Eidinger erhält für die deutsche Komödie «25 km/h» den Ernst-Lubitsch-Preis 2019. Auch Bjarne Mädel wird ausgezeichnet. Der Preis des Clubs der Filmjournalisten Berlin wird am 30. Januar überreicht. Zur Begründung hiess es gestern, das Roadmovie entfalte seine Kraft aus dem Zusammenspiel von Eidinger und Mädel, das zugleich berühre und amüsiere. SDA

Friedrich-Dürrenmatt-Professur lebt weiter

Berlin. Die Friedrich-Dürrenmatt-Gastprofessur für Weltliteratur wird weitergeführt. Nach dem Erfolg der fünfjährigen Pilotphase konnte die Finanzierung bis 2028 gesichert werden. Massgeblich gefördert wird das Projekt von der Stiftung Mercator Schweiz und der Bürgergemeinde Bern. SDA